

ZEITGESCHICHTE AM NEUEN MARKT
Ansprache zur Amtseinführung als Geschäftsführender Direktor des ZZF
am 24. Februar 2005

Martin Sabrow

Der Neue Markt als Börse

Das ZZF hat seinen Anfang unter anderem Namen am Berliner Gendarmenmarkt genommen, und nach einem zehnjährigen Zwischenspiel Am Kanal in der Berliner Vorstadt von Potsdam ist es nun im Zentrum Potsdams wieder an einen Markt zurückgekehrt, diesmal an den Neuen Markt. Eine Laune des Zufalls gewiß, aber im Zeitalter des postmodernen Denkens wären wir blind und taub, wenn wir den Gegensatz von Sinn und Zufall nicht ein wenig auf die Probe stellen und nach dem ratgebenden Hintersinn unserer Potsdamer Adresse fragen würden, also die Beziehung von Zeitgeschichte und Neuem Markt auszudeuten versuchen, in die uns die Laune von Grundstücksmarkt und Stadtbewirtschaftung gestellt hat.

Natürlich sind, jedem sticht es ins Auge, die Parallelen geradezu überwältigend. Eigentlich haben das ZZF und der Neue Markt so ziemlich alles gemein. Beide sind Kinder der 90er Jahre, beide entwickelten sich ungeplant und stürmisch. Der Neue Markt drängte zeitweilig die alte Börse ganz in den Hintergrund, so wie die nach 1990 boomende Neue DDR-Forschung die alte DDR-Forschung und die überkommenen Arbeitsfelder der Zeitgeschichte in den Schatten stellte.

Als sichere Bank gehandelte *blue chips* der alten DDR-Forschung in Berlin und anderswo erlebten einen dramatischen Kursverfall und mußten teils gar Insolvenz anmelden, während überall zeithistorische *start-up*-Unternehmen in Gestalt von Instituten, Forschungsgemeinschaften und Arbeitsvorhaben aus dem Boden schossen, die mit einträglicher Drittmittelfinanzierung ihre Bonität unter Beweis stellten und mit sagenhaften Fördermittelrenditen glänzten. Schon 1994 notierte ein in Mannheim geführter neuer Projektindex 700 und schließlich über 1000 gemeldete Forschungsvorhaben allein zur DDR-Geschichte, und eine ohne Umschweife als „Geschichtsmarkt“ ausgewiesene Imagekampagne der Neuen DDR-Forschung lockte 1999 in Berlin unter dem Titel „1949-1989-1999“ ganze Scharen von Börsenneulingen an, die in zahllosen Buch- und Verlagsständen von historischen Anlageberatern mit den lukrativen Chancen einer intellektuellen Investition in die jüngste Vergangenheit bekannt gemacht wurden.

Eine ganze Generation von Zeithistorikern wuchs in dem sicheren Bewußtsein heran, daß die Konjunktur der Zeithistorie dauerhafte Zuwächse garantiere. Sie trug das Börsenfieber des Neuen Geschichtsmarkts, das die Öffentlichkeit weit über die Fachwelt hinaus ergriff. Die Kulturwirtschaftsteile unserer großen Zeitungen trugen nach 1989 die Dispute der Geschichtsbörsianer über die zu erwartende Höhe des zeithistorischen Erkenntnisgewinns aus und handelten mit In-

siderwissen, das historische Charttechniker für allerlei Kauf- und Verkaufsempfehlungen nutzten.

Speziell unserem Institut wurde in dieser Aufbruchszeit von fachbekannten Marktbeobachtern ein ausgesprochen schlechtes Kurs-Gewinn-Verhältnis bescheinigt, ja dringend die Abschreibung im Kern veralteter Produktionsanlagen aus Bitterfeld und Bielefeld empfohlen, wenn nicht gar als maroder „Faultierfarm“ die baldige Insolvenz prognostiziert.

Dank eines besonnenen Managements, das auch bei empfindlichen Kursverlusten die Nerven behielt, konnte die zeitweilig tatsächlich aufflackernde Angst vor einem Konkurs rasch überwunden, ja ein *relaunching* mit steil nach oben zeigenden Produktivitätsindizes durchgesetzt werden, mit dem das Vertrauen der Aktionäre wieder zurückgewonnen und das Unternehmen neben dem alteingesessenen Branchenführer fest am Markt positioniert werden konnte.

Doch wie am Neuen Markt der Wirtschaft kam nach dem Boom die Baisse. Fast über Nacht fiel auch der Kurs der DDR-bezogenen Geschichtsaktien wieder und es zeigte sich, daß die Konjunktur von Forschungsvorhaben schlicht überhitzt gewesen war. Der Alte Markt erholte sich, und die Aktien des Neuen Markts wurden auf ein volkswirtschaftlich verträgliches Maß zurückgeführt, während das Börsenpublikum sich vermehrt wieder anderen Anlageformen zuwandte. Im Ergebnis ist das Kapital der Zeitgeschichte nach 1945 massiv umgeschichtet worden, und auch die an den internationalen Börsen diskutierte Ablösung des *shareholder-value*-Dogmas durch die Leitmaxime einer *good corporate governance* kehrt in unserer Disziplin wieder, die ihre zeitweilige Zurichtung zur Entüllungshistorie längst gegen eine methodisch kontrollierte Verortung der DDR in ihren säkularen und europäischen Bezügen eingetauscht hat.



Allgemein wird die Senkung der Betriebskosten und die Erweiterung der historischen Produktionspalette ebenso verlangt wie die Schärfung des Marktprofils, um sich in der härter gewordenen Konkurrenz zu behaupten; fast überall bewerten professionelle Berater-teams in öffentlich ausgewiesenen Evaluationsverfahren die Marktgängigkeit der Produktlinien und geben bindende Empfehlungen zur Unternehmensausrichtung ab. Auch bei uns greift ein rigider Sparkurs, müssen Investitionen gestreckt und Kosten gesenkt werden. Trotzdem erweist sich die Kapitaldecke als so dünn, daß eine dauerhafte Unterfinanzierung

eingetreten ist, die auf Dauer die Marktposition des Unternehmens gefährden könnte. Noch kompensiert Selbstausschüttung das strukturelle Defizit, aber immer stärker droht der analysierende ZZF-Historiker sich in den historischen Analysen zu verwandeln, der sich fragt, wie lang die gegenwärtig so eindrucksvollen Jahresbilanzen den Verschleiß an Personal und Anlagen noch verbergen können.

Der Neue Markt als Metapher der Zeitgeschichte

Es sei zugegeben: Allen Analogien zum Trotz ist das Bild ziemlich schief und der Vergleich hinkt überdeutlich; denn immerhin zeigt unsere Kurve als Forschungsinstitut ja doch insgesamt eindeutig und kontinuierlich aufwärts, was man vom Nemax ja nicht gerade behaupten kann. Aber neben der Analogie von Antragswelt und Aktienwelt ist da noch eine andere Parallele zwischen Zeitgeschichte und Neuem Markt, die uns vielleicht etwas aussichtsreicher bei der Standortbestimmung des ZZF weiterhelfen kann. Der Neue Markt in Potsdam ist in den neunziger Jahren durch öffentliche Förderung und historisch sensible Rekonstruktion so neugestaltet worden, so daß er heute ein klares Bild der Vergangenheit in heutigem Licht abgibt. Ganz offen ist hingegen noch, inwieweit der Neue und der jenseits der nach 1945 geschaffenen Straßenschneise liegende Alte Markt in städtebaulicher Zukunft wieder miteinander korrespondieren oder sich getrennt voneinander entwickeln werden.

Auch die Historiographie steht vor der Frage, wie sie die ältere und die jüngere Zeitgeschichte miteinander in Beziehung setzt und ob die Zeit vor 1945 überhaupt noch der Zeitgeschichte zuzuordnen ist. Fachdisziplinen sind ebenso wie Stadträume öffentlichen Trendwechseln unterworfen, die – in Grenzen – ihrer eigenen Logik folgen. Immer noch rekuriert die Zeitgeschichtsforschung auf das bekannte Diktum von Hans Rothfels aus dem Jahr 1953, das die neubegründete Subdisziplin als Epoche der Mitlebenden definierte und mit dem Epochenjahr 1917 einsetzen ließ.



Amtseinführung von Prof. Dr. Martin Sabrow, 24. Februar 2005

(Foto: Paul Benedikt Glatz)

Seither ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, und die Epoche der Mitlebenden im Sinne der sich öffentlich einmischenden Zeitzeugen ist trotz des verzweifelten Bemühens von Guido Knopp und seines Histotainment nachdrücklich auf 1945 vorgerückt, ja, sie hat, wenn man Rothfels' Zeitmaß von 36 Jahren zwischen 1917 und 1953 zugrunde legt, bereits das Jahr 1968 übersprungen. Die Studentenbewegung, Fritz Teufel und Rudi Dutschke nicht mehr Teil der Zeitge-

schichte? Spätestens hier wird deutlich, daß in unserer Gegenwart, in der die vergangenheitsbezogene Erinnerungsgemeinschaft nachhaltiger als die gegenwartsbezogene Erlebnissgemeinschaft wirkt, eine am Generationenwechsel ausgerichtete Bestimmung von Zeitgeschichte nicht mehr voll angemessen ist. Der Holocaust in seinem Entstehungs- und Wirkungskontext bleibt auf unabsehbare Zeit die Referenzachse der Geschichtskultur in einem Land, das die Verarbeitung des mit dem Namen Auschwitz verbundenen Zivilisationsbruchs als Fundament seiner Identität angenommen hat und in dem der Nationalsozialismus uns historisch um so nähergerückt ist, als er sich zeitlich von uns entfernt hat.

Es ist an der Zeit, sich von einer starren Zeitgeschichtsdefinition zu lösen, die entweder eine fixierte Epochenzäsur oder eine bewegliche dreißigjährige Generationsspanne zum einzigen Maßstab macht; beide gehören in eine Zeit, die in West und Ost an die Einheit des Historischen glaubte und diese vornehmlich in der politischen Staatengeschichte und ihren epochalen Daten fand.

Eine moderne Zeitgeschichte, wie sie das ZZF betreiben will, kann sich nicht an übergreifende synthetische Epochendefinitionen halten, die für die Sozial- und Kulturgeschichte ebenso gelten sollen wie für die Politikgeschichte. Zeitgeschichte als Geschichte unserer Zeit hat unterschiedliche Amplituden, je nachdem, unter welcher Fragestellung sie erschlossen wird, und sie bedarf eines funktionalen statt eines starren Zeitrahmens, dessen Kriterium die prägende Gegenwartswirkung vergangenen Geschehens ist.

Die politische Zeitgeschichte wird 1945 einsetzen, wenn sie die Geschichte der bipolaren Welt thematisiert; sie wird weiterhin bis 1933 und bis zur Urkatastrophe des Ersten Weltkriegs zurückgehen, wenn sie die Bedingungen politischen Handelns in Deutschland und Europa heute analysiert, und sie wird die Zeit der Zeitgeschichte auf die Jahre seit 1989 verkürzen, wenn sie die Überwindung der deutschen und europäischen Spaltung durch eine neue Politikergeneration aufgreift. Andere Dimensionen des Historischen kennen andere Zäsuren. Die Zeitgeschichte der deutschen Zivilgesellschaft mag, wenn nicht 1968, so doch in den späten fünfziger Jahren beginnen; die Zeitgeschichte des deutschen Sozialstaats reicht bis zu Bismarcks Sozialgesetzgebung zurück, während die Zeitgeschichte des Massenkonsums und der Mediengesellschaft je nach Perspektive um die Wende zum 20. Jahrhundert oder spätestens mit dem Ende des Ersten Weltkriegs einsetzt.

Zur Programmatik des ZZF

In diesem Feld einer elastisch definierten und funktional differenzierten Zeitgeschichte wird das ZZF seine bisherigen Arbeitsschwerpunkte behutsam weiterzuentwickeln suchen und seine DDR-bezogene Kernkompetenz nicht verleugnen, aber doch immer weiter in einen gesamtdeutschen, europäischen, zuweilen auch transeuropäischen Bezugsrahmen einbetten. Wie bisher wird es nicht einem einzigen Ansatz folgen, sich nicht an einer verbindlichen Denkschule ausrichten, sondern die Pluralität unserer Forschungslandschaft und ihrer verschiedenen Ansätze und Konzepte im Kleinen abzubilden suchen.

Unter den vielen Problemdimensionen, die das ZZF teils schon heute bearbeitet und in Zukunft bearbeiten wird, möchte ich vier Schwerpunkte markieren, die hoffentlich für sein künftiges Profil eine besondere Rolle spielen werden – wenn das organisatorische Format des Instituts nach dem Auslaufen der jetzigen Förderstruktur Ende 2007 es denn zulassen wird.

Eine unserer übergreifenden Leitfragen gilt systemüberspannenden Gemeinsamkeiten des Projekts Moderne, das im 20. Jahrhundert wie nie zuvor die Gesellschaft und ihre politische, mentale, physische Verfassung zum Thema machte. Das 20. Jahrhundert ist das Jahrhundert der Großordnungen, deren Konkurrenz und Konvergenz viele Gesichter hatte und die sich doch in ihrem spiegelbildlichen Totalitätsanspruch, in ihrem Kampf um Gefolgschaft und Integration und in ihrer Freund-Feind-Polarität in vielem so ähnlich waren.

Dahinter steht die Frage nach einer gemeinsamen Signatur der systemüberspannenden Epoche zwischen dem unwiderstehlichen Politisierungssog, den so eindrucksvoll etwa Margarete Buber-Neumann am Beispiel ihrer plötzlich in feindliche Lager gespaltenen Potsdamer Wandervogelgruppe 1918/19 protokollierte, und der verständnislosen Verwunderung, mit der achtzig Jahre später eine filmische 68er-Ikone wie Hanna Schygulla die theoretischen Reden und heißen Diskussionen der APO-Generation nur noch langweilig finden konnte. Zwischen beiden Erfahrungen liegt das kurze Jahrhundert eines oft erbitterten Kampfes konkurrierender Ordnungsprojekte, der sich in ideologischer Aufladung und umkämpften Weltbildern ebenso äußerte wie in der Konjunktur des social engineering bis hin zu den biopolitischen Utopien des NS-Regimes, aber auch in den systemüberspannenden technokratischen Planungsdiskursen der sechziger Jahre.

Erst jetzt, wo für uns Zeitgenossen die überkommenen Verortungskategorien wie konservativ oder fortschrittlich, staatsnah oder basisnah an Bedeutung eingebüßt haben und wir gerade einmal 20 Jahre nach dem aufgeregten Volkszählungsboykott von 1983 und der Angst vor dem Lauschangriff des Staates selbst die flächendeckende Errichtung von Mautkameras auf deutschen Autobahnen mit Gelassenheit zu begleiten vermögen, erst jetzt wird der Blick frei für die möglichen gemeinsamen Züge eines vergangenen Zeitalters und seiner entfesselten Suche nach einer gültigen Ordnung der Moderne. Ihre Erforschung wird über die bleibenden Gegensätze von Diktatur und Demokratie hinaus eine zentrale Aufgabe des ZZF bleiben, und ein solcher Ansatz führt aus meiner Sicht weiter als die Diskussion, ob die Zukunft der Zeitgeschichte stärker von der Diktaturforschung oder von der Demokratieforschung bestimmt sein wird oder bestimmt sein soll.

Ein zweiter Fokus, ein Stück weit überlappend, ist nicht auf das uns fremd und anders Gewordene in der Zeitgeschichte ausgerichtet, sondern umgekehrt auf das uns Nahe, nämlich auf die Ablösung der Moderne, die sich vor unseren Augen vollzieht oder zu vollziehen scheint. Es ist offenbar, daß wir in einer Zeit des Umbruchs und des Abschieds von tradierten Gewißheiten leben, für die wir viele Wörter haben: postindustrielle Gesellschaft, reflexive Moderne, Postmoderne.

Aber wann begann dieser Umbruch, und was macht ihn aus? Natürlich, in politischer Hinsicht bleibt die Zäsur von 1989/91 unverrückbar und beherrschend.

Doch der Abschied von der uns gewohnten Moderne kennt auch andere Zäsuren, die Ölkrise in den frühen siebziger Jahren und den Verfall des Fortschrittsparadigmas, die Revolution der Kommunikation und den Globalisierungsdruck seit den neunziger Jahren, die Verknappung der Arbeit und die Abkehr vom Sozialstaatsmodell, die sich vor unseren Augen vollzieht.

Wir werden zu fragen haben, ob aus dieser Perspektive der Zusammenbruch des Kommunismus in Europa mit wachsendem Abstand seinen Überraschungscharakter immer weiter verlieren wird und womöglich zu einem bloßen Teilaspekt des epochalen Umbruchs von der fortschrittsgewissen Hochmoderne zu einer noch ungewissen Nachmoderne schrumpft.

Eine dritte Akzentuierung, die sich bereits jetzt deutlich abzeichnet und in Zukunft noch weiter an Bedeutung gewinnen wird, verbindet sich mit der Rolle der Medien in der Zeitgeschichte: Offenheit und Gespür für den Wandel der medialen Kommunikationsformen auch in unserem Fach zählten zur mentalen Grundausstattung des ZZF und drücken sich in praktischer Hinsicht heute in unserem Portal Zeitgeschichte-online ebenso aus wie in unserer Hybrid-Zeitschrift Zeit-historische Forschungen, die parallel elektronisch und gedruckt erscheint.

Nicht nur als Mittel, sondern auch als Gegenstand der Forschung haben Wort und Ton, Bild, Film und Internet in ihrer Eigengesetzlichkeit wie in ihrer systemgebundenen Nutzung das 20. Jahrhundert geprägt, als Transportmittel und als Abbild ihrer Zeit, aber auch als eigenständiger historischer Akteur, der das Ereignis nicht mehr nur bekanntmacht, sondern selbst zum Ereignis wird. Die Entwicklung der Massenmedien, die gleichsam quer zu den konkurrierenden Herrschaftssystemen der Zeitgeschichte liegen, prägen jetzt schon unser Forschungsprogramm und werden dies beispielsweise in ihrer Funktion als Unterhaltungskultur, aber auch als Mittel politischer Kommunikation und Integration in Zukunft noch verstärkt tun.

Ein profilbildendes Augenmerk des künftigen ZZF wird weiterhin der Kultur des Historischen selbst gelten. Die selbstreflexive Beschäftigung mit den Gegenwartsbedingungen der Vergangenheitsaneignung hat Tradition am ZZF und hat erst jüngst zur Schaffung einer Koordinationsstelle am ZZF zur Vernetzung der zeitgeschichtlichen Gedenk- und Forschungseinrichtungen im Berlin-Brandenburger Raum geführt. Sie wird dazu beitragen, neben der eigentlichen Historiographiegeschichte in Zukunft stärker auch Charakter und Wandel der *public history* im Spannungsfeld von Geschichtspolitik, Erinnerungskultur und Fachwissenschaft in den Blick zu nehmen, die in den letzten Jahrzehnten über uns hereingebrochen ist und es fast unglaublich erscheinen läßt, daß in Deutschland noch vor weniger als drei Jahrzehnten die Sorge vor einem Verschwinden der aus der Mode gekommenen Geschichte aus Schule und Öffentlichkeit grassierte. Wie tiefgreifend sich der Dialog zwischen Gegenwart und Vergangenheit in unserer Zeit wandelt, ist uns in der Regel nur schwach bewußt. Wer denkt schon daran, daß Begriffe wie Geschichtskultur und Erinnerungskultur noch vor kurzem weithin unbekannt waren und der heute omnipräsente Zeitzeuge eine Erfindung der letzten zwanzig Jahre ist, die den säkularen Übergang von einer heroi-

sierenden zu einer opferorientierten Vergangenheitsvergegenwärtigung anzeigt? Der Zeitzeuge spiegelt den Wandel einer Welt, die in ihrer Mitwelt nicht mehr die verborgene Verstrickung der Akteure von einst entlarven will, sondern die authentifizierende Beglaubigung der historischen Rekonstruktion ersehnt, und er fügt sich in eine Erinnerungskultur, die in ihrem Viktimisierungswillen heute selbst Hitler im Untergang als Opfer zu begreifen bereit ist, als Opfer seiner Hybris, seiner Komplizen, seines Kriegs.



Prof. Dr. Manfred Görtemaker (Universität Potsdam), Dr. Josef Glombik (MWFK), Prof. Dr. Martin Sabrow (ZZF), Prof. Dr. Konrad H. Jarausch (ZZF), Stefan Brandt (Vors. des Kuratoriums; MWFK), Dr. Hinrich Enderlein (Vors. des Förderverein), Prof. Dr. Wilhelm Schröder (Sprecher des Trägervereins)
(Foto: Paul Benedikt Glatz)

Man kann kritisch auf die Zeitbedingtheit des historischen Opferdiskurses aufmerksam machen und es ist Aufgabe der Zeithistorie, dies zu tun. Aber wenn sie seine Geltungskraft für unsere Gegenwart akzeptiert, dann ist es auch Aufgabe der Zeithistorie, auf Blindstellen und Verzerrungen unserer öffentlichen Erinnerungskultur hinzuweisen, die eine der größten Opfergruppen der NS-Herrschaft fast vollständig aus dem öffentlichen Diskurs ausgeblendet hat: Fast sechzig Prozent der über fünf Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen sind zwischen 1941 und 1945 unter deutscher Gewalt umgekommen, weil die NS-Diktatur den Krieg im Osten als Weltanschauungskrieg führte – drei Millionen dreihunderttausend russische Soldaten und Offiziere, die in deutschen Lagern starben – verhungert, erschlagen, zu Tode gehetzt.

Wo ist der Erinnerungsort in der alten und neuen Hauptstadt, der ihrer zu gedenken auffordert, wo die öffentliche Diskussion, die sich ihres Martyriums mitten in Deutschland annimmt? Auch sie, die noch im Tode ein zweites Mal Opfer,

diesmal der Ost-West-Spaltung, geworden sind, haben ein Recht darauf, daß wir den Kalten Krieg der Erinnerungen beenden und das Leiden der sowjetischen Kriegsgefangenen in unser öffentliches Gedenken integrieren.

Institutionelle Perspektiven

So zwischen Teilnahme und Beobachtung schwankend, haben wir an den Fenstern unseres Forschungshauses Platz genommen, von denen aus wir das Treiben am Neuen Markt auch in Zukunft verfolgen wollen. Wir tun dies bevorzugt aus der Halbdistanz des mitlebenden Interpreten, der sich nichts entgehen lassen will und der sich nur zuweilen ein bißchen weiter aus dem Fenster lehnt, um selbst einzugreifen. Daß wir uns dabei nicht zu weit nach vorne beugen und gar das Gleichgewicht zwischen professioneller Beobachtung und politischer Einmischung verlieren sollen, wissen wir wohl.

Mehr drückt uns aber die Sorge, daß das eigentliche Problem nicht unsere Körperhaltung als Zeithistoriker ist, sondern der morsche Schemel, den die Gesellschaft uns als Sitzgelegenheit hingestellt hat. Die Zeitgeschichte hat in den letzten drei Jahrzehnten in Deutschland in einem ganz unwahrscheinlichen Maße den Spitzenplatz öffentlicher Wahrnehmung nicht nur in der Geschichtswissenschaft, sondern in den Geisteswissenschaften überhaupt errungen. Wir wissen um die engen Spielräume der öffentlichen Hand, und wir suchen selbst nicht zuletzt mit der Hilfe unseres rührigen Vereins der Förderer und Freunde fallweise immer wieder zusätzliche Finanzierungsquellen zu erschließen.

Aber wir müssen auch deutlich sagen, daß das ZZF mit seinen in zwölf Jahren gewachsenen Forschungsfeldern und Serviceeinrichtungen einem Jüngling mit sehr zarten Schultern gleicht. Fast fünfzig mehrheitlich projektfinanzierte und nur zu einem kleinen Teil aus dem Grundetat finanzierte Wissenschaftler arbeiten an unserem Institut, zahlreiche weitere sind ihm als Gäste, Doktoranden und Stipendiaten verbunden, und dazu kommt eine wachsende Zahl von Kollegen, die ohne förmliches Beschäftigungsverhältnis am Haus neue Arbeitsvorhaben konzipieren oder alte abschließen.

Der diesen Betrieb organisierende Arbeitsstab ist dagegen eher leicht überschaubar; er besteht nämlich aus insgesamt drei Kräften für Sekretariat, Verwaltung und Bibliothek. Ich habe noch keine Forschungseinrichtung kennengelernt, die ein solch eklatantes Mißverhältnis zwischen wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Mitarbeitern aufweist. Als Normalfall gilt in unserem Fach je nach Aufgabenumfang eine Relation von 1:1 oder 1:2; bei uns lautet sie je nach zugrunde gelegtem Maßstab 1:16 oder gar 1:20. Was das für die internen Arbeitsabläufe in unserem Institut bedeutet, in dem beispielsweise Telefondienst und Postversand, Protokollführung und Zeitungsauswertung in derselben Hand liegt, die daneben noch das Sekretariat für zwei Direktoren als ihre Hauptaufgabe zu besorgen hat, ist offensichtlich. Aber daß in der Folge immer mehr Wissenschaftler unseres Instituts immer mehr Zusatzaufgaben von der Computerverwaltung bis zur Adressenverwaltung übernehmen müssen, die sie von ihrer ei-

gentlichen Arbeit abhalten, das darf ich nicht verschweigen, denn es beeinträchtigt unsere Leistungskraft und es kann auf Dauer nicht gutgehen.

Nicht weniger aber bewegt mich ein anderes: Dieses Institut hat in der Zeit nach der deutschen Vereinigung viel für die Integration der geteilten deutschen Geschichtswissenschaft getan, und ich bin stolz darauf, daß es uns im ganzen besser als anderswo geglückt ist, wissenschaftliche Lebensläufe aus Ost und West zusammenzuführen, im kritischen Gespräch, im gemeinsamen Forschen, in der wechselseitigen Akzeptanz. Der permanente Zwang zur ost-westlichen Selbstreflexion war selten gemächlich, aber er hat uns theoretische Impulse gegeben und die praktische Bewältigung von politischer Teilung und biographischer Brechung gefördert. Nur laufen bekanntlich drittmittelgeförderte Arbeitsvorhaben nach drei, fünf oder maximal sechs Jahren aus, und das ZZF versagt zwangsläufig als Sprosse auf der akademischen Karriereleiter, denn unsere Wissenskultur schätzt die Arbeitsergebnisse, die Serviceangebote und die Transferleistungen der außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Aber sie stellt gegenwärtig noch nicht die Berufswege bereit, um diese Leistungen institutionell abzusichern und in einer sich wandelnden Wissenschaftslandschaft – wie etwa in Frankreich – neben dem akademischen Karriereziel des Universitätsprofessors auch das des Forschungsprojektleiters zuzulassen.

Dabei ist deutlich abzusehen, daß die Humboldtsche Einheit der Forschung und Lehre im Zeitalter unserer fachlichen Auffächerung nicht mehr allein an den Hochschulen selbst, sondern nur mehr in wechselseitiger Öffnung und Verzahnung von universitären und außeruniversitären Wissenschaftsstrukturen zurückzugewinnen ist. Von Potsdam und seinen Neuen Märkten könnte hier ein bundesweiter Impuls ausgehen. Die Universität Potsdam mit ihrem Kranz angelaagerter Wissenschaftszentren bietet denkbar günstige, ja fast einzigartige Voraussetzungen, um ein richtungweisendes Integrationsmodell von Forschung und Lehre auf einem breiter gewordenen Campus zu entwickeln.

Der Genius loci

Die Verbindungen zwischen Zeitgeschichte und Neuem Markt sind vielfältig, und sie werden noch breiter, wenn wir daran denken, daß der Neue Markt des ZZF kein ortloser Raum ist. Er liegt in Potsdam, und es kann für einen Historiker nicht gleichgültig sein, wo er wirkt. Früheren Historikergenerationen war das Bild eines *genius loci*, der auf ihre Arbeit ausstrahlt, allerdings erheblich vertrauter als uns, die wir Wirkungsstätte und Wohnadresse so weit zu trennen gewohnt sind, daß in Berufungsverhandlungen die Frage der angemessenen Residenz am Dienort zu einem wichtigen Gegenstand geworden ist.

Nun ist Potsdam ein Ort ohne besonderen historiographischen Glanz. Sein erster berühmter Geschichtsprofessor ist der unglückselige Hofhistoriograph und Sozietätspräsident Jacob Paul von Gundling, an dessen Wirken in Potsdam keine Gedenktafel erinnert und der seinen Platz im öffentlichen Gedächtnis zu Unrecht nur als verlachter Hofnarr bewahrt hat. Als Zierde unseres Faches wird man auch nicht die Wiege deutscher Zeitgeschichte ansehen, die nach 1918 mit dem zum

Heeresarchiv umgewandelten preußischen Generalstab auf dem Brauhausberg stand und aus der mit dem vielbändigen Werk „Schlachten des Weltkriegs“ ein Musterbeispiel zeithistorischer Kampfgelehrsamkeit unter militärischer Führung hervorging.

Und doch ist Potsdam ein guter Ort für Historiker. Jede Ecke dieser Stadt atmet Geschichte, aber es ist nicht die Geschichte einer kontinuierlichen Gewordenheit oder einer konservierten Ursprünglichkeit, sondern die Geschichte einer vielfältigen Gebrochenheit. Potsdam ist heute nicht mehr wie für Heinrich Heine ein historisches Denkmal, das „das Seichte und das Tüchtige seiner Zeit [...] recht deutsch-tapfer in sich ausgebildet hatte“ (Reisebilder, 3. Teil, 2. Kap.), sondern eine Stadt, in der Leben neben Leere steht und der Plattenbau neben dem Barockhaus. In Potsdams Stadtbild spiegelt sich das Ende der historischen Meistererzählung und ihrer großen Narrative, gleichviel ob sie den Glauben an die dauerhaften Werte des Preußentums oder den nationalsozialistischen Traum einer Versöhnung von Vergangenheit und Zukunft in Stein hauen oder dem sozialistischen Fortschrittskult in architektonischen Höhendominanten huldigten.

In dieser stadträumlichen Zerrissenheit liegt eine intellektuelle Chance. Es ist die Chance der Behutsamkeit und der Offenheit für viele Geschichten; es ist das Mißtrauen gegenüber der glatten Eindeutigkeit und den einfachen Wahrheiten; es ist die Liebe zu einer Geschichte als diskursivem Prozeß, in der die Öffentlichkeit die Zeitgeschichte ebenso braucht wie die Zeitgeschichte die Öffentlichkeit. Am Neuen Markt wurde Geschichte gemacht, an ihm wurde Geschichte inszeniert und an ihm wurde Geschichte vernichtet. Heute wird an ihm Geschichte geschrieben, und damit erst gewinnt der Neue Markt vielleicht seine eigentliche Bestimmung – nämlich ein Markt der sprühenden Ideen und ein Forum des fruchtbaren Austauschs zu sein, von dem wir alle Gewinn haben mögen.

Kontakt: sabrow@zedat.fu-berlin.de

* * *

LOB FÜR ZEITHISTORISCHE FORSCHUNG IN BRANDENBURG

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) hat entschieden, die Forschungsarbeit am Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschung (ZZF) auch in den Jahren 2006 und 2007 zu fördern. Das teilt Forschungsministerin Prof. Dr. Johanna Wanka in Potsdam mit. „Ich freue mich sehr über diese positive Entscheidung, denn die DFG würdigt damit die wissenschaftliche Arbeit am ZZF. Dem ZZF wurden für die Jahre 2006 und 2007 projektbezogene Mittel in Höhe von insgesamt 3,3 Mio. Euro bewilligt“, so die Ministerin. [...]

(MWFK-Pressemitteilung Nr. 85/2005, 29. Oktober 2005)